

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt

12 (8.2.1873)

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 12.

Oberndorf, Samstag den 8. Februar

1873.

Zwei Freunde.

(Fortsetzung.)

„Hast Du ihr Antlitz gesehen?“
„Ja, einen Moment! Es erschien mir tiefbewegt. Wahrscheinlich hatte sie Dich ebenfalls erkannt! Wer war ihr Begleiter?“

„Ich kannte ihn nicht! Du glaubst also, sie hat mich gesehen?“
„Ach, Du irrst, mein Anblick hat sie nicht erregt, ich bin ihr gleichgültig! Sie ahnt nicht, wie jede Faser meines Herzens in mir erzittert bei dem bloßen Gedanken, ihr so nahe gewesen zu seyn! Was thut sie hier? Wo geht sie hin? das sind Fragen, für deren Beantwortung ich —“

„Wie? du weißt dies nicht? Sieh, Ernst, jetzt verstehe ich Dich nicht.“ fiel dem Prinzen Graf Tiefensee lebhaft in's Wort. „Hast Du Dich denn nicht vor wenigen Tagen erst verabschiedet von der Dame?“

Ein schneller Farbenwechsel flog über des Prinzen Gesicht! „Nein,“ stieß er kurz hervor, fügte aber nach sekundenlangem Schweigen in schmerzlich bitterem Tone hinzu: „Sie hatte Bittkow schon zwei Wochen früher verlassen, sie war gegangen, Walthers, ohne Lebewohl, ohne nur durch eine Silbe ihren Entschluß anzudeuten! Ach, was kummerte sie die Meinung des fremden Mannes.“

„Nun, dann steht es, Gott sei Dank, noch nicht so schlimm, wie ich anfänglich vermuthete! Ich fürchtete, sie möchte Deine Leidenschaft erwidern.“

„Walthers, hör ich recht? Du fürchtest, was meines Lebens Seligkeit begründet hätte?“ rief der Prinz im Tone schmerzlichen Vorwurfs.

„Verzeih, mein Freund, wenn ich hierin nicht einerlei Meinung mit Dir bin,“ entgegnete Tiefensee ernst. „Wohin hätte diese unselige Liebe, deren Entstehen ich ahnte aus dem ersten Briefe, in welchem Du mir die anziehend poetische erste Begegnung mit Deiner interessanten Bibliothekarergehülfin mittheiltest, führen sollen? Einer ehelichen Verbindung stehen durch eure verschiedene Lebensstellung unübersteigliche Hindernisse entgegen.“

„Wenn ich die Gewißheit ihrer Liebe habe, so werfe ich freudig die hemmende Fessel weg, und der kleine, unbedeutende Prinz wird ein glücklicher Mensch! Doch was erlere ich mich,“ setzte er tiefathmend hinzu! „Du nüchternen Verstandesmensch vermagst doch nichts zu begreifen von der übermächtigen Kraft, die jenem göttlichen Funken innewohnt, der, wie ein Blitz unsere schlummernde Seele berührend, ein flammendes Feuermeer in uns entzündet.“

In seiner heftigen Erregung gewährte er die Erschütterung nicht, die seine Worte auf Tiefensee hervorbrachten. Dieser war aufgesprungen und scheinbar gleichgültig in den blühenden Garten schauend, preßte er die brennende Stirn heftig gegen die kalte Fensterscheibe! Großer Gott, er sollte jene verberbliche Gluth nicht kennen? Um seine Bewegung nicht zu verrathen, antwortete er nicht. Da trat der Prinz in dem Glauben, den Freund gekränkt zu haben näher, und seine Rechte um ihn legend, sagte er sanft: „Walthers, vergieb, ich wollte Dir wahrhaftig nicht wehe thun! Sieh, noch bis vor Kurzem hielt ich, gleich Dir, die Liebe, wie sie sich jetzt mir offenbart hat, für ein poetisches Phantastengebilde, ein entzückendes Dichtermärchen. Da sah ich Melitta und von Stund an erwachte ein bisher unbekanntes, halb süß berauschendes, halb schmerzliches Gefühl in mir, dessen Neubeit auf mich wirkte, wie bestirrender Zauber. Ich erkannte, daß Alles, was die Dichter singen und sagen über die Liebe, nicht hinanreicht an den unennbaren Zauber, wie er in Wirklichkeit uns umfängt. Du entgehst ihm auch nicht, mein Freund, glaube mir, denn — doch was ist Dir, Walthers? mein Gott,

sollte während unserer kurzen Trennung jener göttliche Strahl etwa auch in Deine Seele gefallen seyn? Wir haben bisher immer nur von mir gesprochen, jetzt erwidere mein Vertrauen mit Vertrauen und —“

„Du irrst, Ernst, ich habe nichts zu bekennen, Deine Worte haben mich erschüttert, das ist Alles,“ fiel Graf Tiefensee hastig ein. „Laß uns immerhin von Deiner Liebe sprechen, denn wie Du wohl begreifen wirst, ist es mir von großem Interesse, mehr über Melitta zu erfahren.“

Der Prinz kam dieser Bitte, die Walthers nur aussprach, des Freundes forschenden Blick von sich abzulenken, nur zu gern nach. In den jüngstvergangenen Wochen wie in einem Erinnerungsbuche blätternd, vergaß er keine Begegnung mit der Heißgeliebten, verhehlte er kein Wort, das sie gewechselt hatten. Graf Tiefensee hörte aufmerksam zu. Ach, wie viele bekannte Klänge an die eigene jüngste Vergangenheit tönten ihm aus des Prinzen Worten so schmerzlich süß entgegen. Melitta und Edith, äußerlich wie verschieden und doch in ihren Grundzügen zwei gewiß harmonisch übereinstimmende Frauengestalten! Doch, nicht an die Letztere wollte er jetzt denken.

„Ernst,“ begann er, als der Prinz geendet, nach kurzem Schweigen, „täuschest Du Dich auch nicht über Melitta's scheinbare Gleichgültigkeit? Mir will es vielleicht scheinen, als ob unter dieser strengen Kälte ein warmes Gefühl sich verbirgt.“

Der Prinz fuhr wie elektrisirt empor aus trübem Sinnen. „Was sagst Du?“ rief er heftig. „Nein, nein, warum würde sie sich und mich unnöthig martern? denn was ich für sie fühle, muß ihr Herz längst erkannt haben. Bedenke Walthers, was Du sprichst, ehe Du trügerische Hoffnungen in mir erweckst. Hilf mir lieber auf die rechte Spur von Melitta's Vater, Professor Steinhöfer. Wann und wo haben wir von dem gehört?“

„Ich gestehe, ich sinne längst darüber nach,“ erwiderte Tiefensee gedankenvoll. „Mir ist, als hätte ich erst in diesen Tagen den Namen irgendwo gelesen und, ja, ja, ich irre mich nicht, o himmlische Gerechtigkeit.“

Ganz erschrocken blickte Prinz Ernst den Freund an, dessen Züge Staunen und Bestürzung ausdrückten. „Was gibt's Walthers? Ich bitte Dich, spanne mich nicht auf die Folter! Was weißt Du? Wo hast Du des Professors Namen gelesen?“ fragte er dringend.

„Geduld, Geduld, mein Freund! Du wirst es sogleich hören,“ entgegnete Walthers in fast feierlichem Tone. „Wie Du weißt, verwandte ich den vorgestrigen Abend dazu, für den Fall meines Todes meine wenigen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Dabei fiel mir ein Kästchen mit verschiedenen werthvollen Andenken meiner Mutter, die ich aus kindlicher Pietät unter demselben Verschlusse aufbewahre, in die Hände; ich öffnete es, besehe mir wehmüthig Dies und Das und erblicke endlich, tief auf dem Boden liegend, ein kleines Päckchen vergilbter Papiere, die ich neugierig entfalte und nach dem ersten Blick, von Interesse gefesselt, bis zu Ende lese. Trotzdem vergeße ich in der Aufregung dieser beiden Tage, Dir von dem Inhalte zu erzählen.“

„Weiter, weiter, Walthers! Was enthalten die Papiere?“

„Es sind Briefe der Prinzessin Mathilde.“

„Deiner Mutter?“ rief der Prinz in steigender Aufregung, „und in ihnen, großer Gott! Was werde ich hören?“

„Ist von einem unschuldig Verfolgten die Rede, einem theuren Lehrer und Freunde, den die beiden Freundinnen zu befreien und dadurch der Rache des Prinzen Georg zu entziehen suchen wollen.“

Prinz Ernst sprang auf. „Es fällt wie Schuppen von meinen

Augen," leuchtete er athemlos. „Professor Steinhöfer war der Lehrer und Erzieher meiner theuren Mutter; noch lange Jahre nachher verband sie achtungsvolle Freundschaft, mein Vater aber, voll Haß und Neid über den einzigen wahren Freund seiner unglücklichen Gemahlin, verfolgte er den edlen, freisinnigen Mann bis in den Kerker und dann, ja, jetzt entsinne ich mich deutlich einer Dämmerstunde, wo meine Mutter einen Brief erhielt, den sie, sich allein glaubend, denn ich verhielt mich ganz still in meiner Ecke, wieder und wieder las und wiederholt flüsterte: Gerettet! Er ist gerettet! Gott, ich danke Dir.“

„Der Brief kam von meiner Mutter," sagte Walthers tiefbewegt; „die von Dank glühende Antwort befindet sich auch unter den Papieren.“

„Daß dies Alles meinem Gedächtniß so ganz entschwand, daß mir selbst keine Ahnung kam, als ich Melitta so gänzlich fassungslos vor meines Vaters Bilde saß. O, wie ist mir nun Alles, Alles klar! Du wirst mir beistehen, Walthers, daß ich gut machen kann, soweit ihr edler Stolz es zuläßt, was mein Vater an dem ihrigen gefrevelt hat. Ach, ich fürchte, sie haßt in mir den Sohn des Grausamen.“

„Vor allen Dingen, mein Ernst, fasse Dich; sieh, mir scheint es grade, als müßte jetzt zwischen Dir und ihr noch Alles gut werden.“

Der Eintritt des alten Franz unterbrach das Gespräch! Auf einem silbernen Präsentirteller seinem Herrn eine Karte darreichend, sagte er unter tiefer Verneigung: „Se. Durchlaucht, Fürst P. . . läßt um die Ehre bitten, Hoheit in dringender Angelegenheit sogleich sprechen zu können.“

„Ich werde sogleich die Ehre haben.“ Dann wandte der Prinz sich an Walthers und sagte schmerzlich lächelnd: „Ach, mein Freund, ich vergaß beinahe, daß wir am Vorabend eines blutigen Krieges stehen und da wir schon morgen den ersten Weg antreten, müssen die Privatinteressen wohl für lange Schweigen.“

„Ja, so lange die Eisenbraut, der wir Treue gelobten, uns des strengen Schwures nicht entbindet, gehören wir mit Gut und Blut ihrem Dienste an," erwiderte Tiefensee bewegt. „Während ich ausziehe, um Wunden zu schlagen, wirst Du mit milder Hand dieselben heilen und Noth und Schmerz lindern. Wer weiß, ob Du nicht auch an mir —“

„Still, still, mein Walthers, um Gottes willen werde Du mir nicht auch schwermüthig; durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Frieden; das letzte tröstliche Bild wollen wir festhalten in den kommenden schweren Tagen.“

Ein Monat war verflossen, ein Monat, in welchem jeder Tag, ja jede Stunde eine blutige Saal, eine unverstehliche Thränenspur zurückließ, die kein Siegesjubel zu erlösen vermochte. Und doch war Deutschland berechtigt zu hellem Jubel über den Siegesflug, der seine Heldensöhne in so kurzer Zeit tief hinein in Feindesland getragen hatte. Erstaunt lauschte die Welt den immer neuen Siegesklunden, sich wundernd über die kriegerische Kraft und den Schlachtenmuth, der in der friedlichen Nation der Denker und Dichter lebte.

Immer haben die Franzosen vortheilhaftere Stellungen; entweder steile, schwer zu erklimmende Höhen, oder sie sind hinter Schanzen und Schützenraben geborgen; sie sechten wie Verzweifelnde und leisteten das Menschenmögliche; aber alle ihre Anstrengungen scheitern an dem ehernen Muth, womit die deutschen Sturmcolonnen vorgehen, unbeirrt durch die tödtlichen Geschosse, die ihre Reihen lichten, denn im Nu ist die Bresche durch muthig nachstürmende Brüder geschlossen. Und so geht es vorwärts und immer vorwärts. Schon liegt Bazaine, von einem eisernen Ring deutscher Bajonette fest umschlossen, in Metz; nun gilt es, Mac Mahon ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Der französische Marschall hat seine Rückzugslinie nach Paris plötzlich aufgegeben und wendet sich nach Norden, um von dort zu Bazaine durchzudringen, oder aber, schlimmsten Falls, um die belgische Grenze und somit den Uebertritt auf neutrales Gebiet zu erreichen. Das Erste wie das Letzte muß verhindert werden und die deutschen Heeresführer fassen den Entschluß, den Feind auf dem Terrain zwischen den Ardennen und der Maas noch einmal zum Kampfe zu zwingen. Sofort wird das deutsche Heer neu disponirt und es marschirt, wie nie ein großes Heer auf der Verfolgung marschirt ist, die Verpflegung auf das Aeußerste

erschwert, die Truppen aus einem Bivoual in kalten Nächten in's andere, den Tag 4 bis 6 Meilen bald im Regen, bald im weißen Kalkstaub der übrigen meist vortrefflichen Wege. Alles drängt mit äußerster Spannung vorwärts.

Am 28. August stießen die deutschen Truppen bei Dauziers wieder auf den Feind. Dieser hielt jedoch nicht Stand, gab eine Position nach der andern auf und nahm erst am 30. in starker Stellung bei Stonne, Beaumont und Mouzon den Kampf auf, um jedoch nach heftigem Gefecht abermals zurückzuweichen und seine letzte Position, im Rücken schon die belgische Grenze, einzunehmen. —

Die Sonne des 31. August neigte sich zum Untergange und beleuchtete ein geschäftig fröhliches Leben und Treiben in dem deutschen Heerlager, das dies- und jenseits der Maas in weitem Bogen sich ausdehnte. Ueberall flammten Lagerfeuer auf, um welche fröhliche Mannschaften in den ungezwungensten Stellungen lagen, hockten, standen und saßen. Hier beaufsichtigt Einer die am Feuer stehenden Feldkessel, während ein Zweiter Brennmaterial, ein Dritter Wasser herbeischleppt. Dort bereiten Andere ihre nächtlichen Lagerstätten, dabei die „Wacht am Rhein" singend, Pfeifend, in den verschiedensten Tonarten variirend. Hier starrt wohl auch Einer träumerisch in den Abendhimmel hinein, dabei an sein treues Lieb, an sein altes, bekümmertes Mütterlein denkend, dort reißt ein Anderer hastig ein Blatt Papier aus seinem Notizbuch, um noch vor Abgang der Feldpost einen Brief an die Theuren daheim zu beenden, wer weiß, vielleicht der letzte Liebesgruß des fernen Sohnes.

In einiger Entfernung von den lärmenden Gruppen erhob sich ein beträchtlicher Berggrüden, den eben zwei preussische Offiziere langsam ersteigen. Trüb sie nun das Verlangen nach ungestörtem Gedankenaustausch hinauf, oder wollten sie sich nur an der weiten Fernsicht erfreuen, so konnten sie in vollem Maße beiden Wünschen genügen. Grade vor ihnen fließt die Maas und dahinter blizen die Schieferdächer des Städtchens Donchery hervor, zur rechten Seite erhebt sich die kleine Festung Sedan, beide Städte nur durch den Wiesengrund einer langen Landzunge geschieden. Hinter Sedan erhebt sich schwarz und düster der Ardennenwald bis zur belgischen Grenze. In dem milben Lichte des langsam heraufdämmernden Abends erscheint die Gegend wie ein schön gezeichnetes, liebliches Bild des Friedens und unwillkürlich krampft das Herz des Beschauers sich zusammen bei dem Gedanken, wie ringsum das Verderben schon lauert, die blühende Landschaft in ein weites Todtenfeld zu verwandeln, wo tausend Feuerlöcher ungeduldig des Signales harren, ihren Tod und Verderben spielenden Mund zu öffnen. Vielleicht waren die Gedanken der beiden Offiziere der Art, daß sie so lange schweigend nebeneinander standen. Jetzt legte der Ältere, er trug Majoruniform, leicht die Hand über die Augen und starrte nachdenklich in den glühenden Abendhimmel.

„Wie schön, wie schön!" sagte er dabei halblaut; „das glühende Abendroth, die heitere Landschaft, ich möchte dies friedensvolle Bild so recht, recht tief in meine Seele aufnehmen, weil mir ist, als werde ich ein Aehnliches nie wieder schauen.“

„Warum nicht?" entgegnete der Andere, aus seinem träumerischen Sinnen auffahrend. „Wir haben auf unsern Märschen in dem schönen Frankreich schon viele, noch reizvollere Punkte kennen gelernt. Du schüttelst den Kopf? Aber was hast Du überhaupt heute, Thurnau? Ich finde Dich schon den ganzen Tag ungewöhnlich ernst und schweigsam.“

„Lach' mich nicht aus, Walthers, — ich habe Todesahnungen!"

„Ulrich! Du? Wahrlich, schautest Du nicht so ernst daren, würde ich meinen, Du willst mich necken! O, schäme Dich! Wer den Blutbädern von Mars la Tour und Gravelotte mit heiler Haut entgangen ist, der fürchtet sich vor dem heißesten Treffen nicht mehr.“

„Fürcht'?" versetzte Thurnau ernst, „das ist ein häßliches Wort, lieber Vetter, welches ich nicht kenne, das nichts gemein hat mit dem Gefühl, das mir ahnend sagt, diese Augen sehen morgen das Abendroth nicht wieder! Du weißt, ich bin nicht abergläubischer Natur, und doch durchschauerte es mich seitdem heute morgen, als ich nach kurzem Schlaf erwachte. Mir hatte geträumt — und zwar zum dritten Male derselbe Traum — ich läge mit einer tiefen Wunde in der Brust sterbend am Boden. Wir gehen morgen einem harten Strauß entgegen! Warum sollte mir dabei nicht dasselbe begegnen, was Du bei Mars la Tour von mir abwandtest, indem Du den mir zugebachten Streich empfangst?"

„Nun, der war, Gott sei Dank! nicht gefährlich, eine leichte Hautwunde, deren schnelle Heilung schon nach acht Tagen mir erlaubt, meinen Dienst als Dein Adjutant wieder anzutreten. Als solcher bin ich verpflichtet, auch morgen an Deiner Seite zu bleiben.“

Thurnau verstand ihn und drückte warm Tiefensee's Hand. „Vor allen Dingen wünsche ich,“ sagte er mit einem schwachen Versuch zu scherzen, „daß mein Herr Adjutant nicht wieder so tollkühn sein Leben wagt, wie in den letzten Schlachten. Wohl riß Dein Helmbüchse die Truppen Dir nach! Aber thust Du auch recht, mit solcher Verwegenheit Dein Leben in die Schanze zu schlagen?“

„Mein Tod bekümmert Niemand!“ entgegnete Tiefensee düster. „Ein vorübergehendes Mitleid, wann's hoch kommt, ein paar Thränen und — Waltherr von Tiefensee ist vergessen.“

„Waltherr! das sagst Du mir,“ rief Thurnau vorwurfsvoll, „mir, der ich Dich liebe, wie ich einen jüngeren Bruder nicht inniger lieben könnte. Und Edith und der Prinz? gilst Du den Beiden nichts? Oder bist Du mit Deinem Freunde, der auch mit beispielloser Todesverachtung unter dem dichtesten Kugelregen sein barmherziges Sarrikteramt verrichtet, etwa überein gekommen, mit Eurem Blute Frankreichs Boden zu düngen? Ich möchte, er hat genug getrunken des kostbaren edlen Saftes! Ach! hierin liegt eben der Schwerpunkt unsers unberechenbaren Verlustes dem Feinde gegenüber! Wie viel edle Söhne kostet Deutschland dieser Krieg? Wie viele stolze und frohe Hoffnungen läutet er zu Grabe? Ich begrüße jeden neuen Tag, den Gott mir schenkt, in dankbarer Freude! Wahrlich, je glücklicher man ist, je mehr liebt man das Leben. Sollte aber meine Ahnung mich nicht betrügen, sollte ich morgen fallen — Waltherr! dann wirst Du meine letzte Mission übernehmen. Um Dir dies zu sagen, berebete ich Dich vorhin zu diesem einsamen Spaziergange. Du sollst überdies mein Testamentsvollstrecker werden, doch außerdem wirst Du nach beendeterm Kriege einige kleine Andenken, die ich Dir vor unserm Ausbruch heute Nacht übergeben will, mit meinen letzten Grüßen meiner geliebten Edith überbringen.“

Mit den widerstreitendsten Empfindungen hatte Graf Tiefensee des Veters Worten gelauscht, jetzt, wie aus tiefem Traum erwachend, fuhr er jählings empor. „Edith! nimmermehr!“ schrie er heftig auf.

Thurnau blickte ihn erstaunt an. „Wie,“ fragte er sanft, „Du könntest mir diesen letzten Liebesdienst versagen wollen? Das sprachest Du nicht im Ernst, Waltherr! Bedenke doch, daß mein Tod dem jungen Leben meines Weibes großen Schmerz bereiten wird. Wie tröstlich wird dann Dein Erscheinen, Deine Nähe auf Edith wirken. Du wirst ihr von meinen letzten Augenblicken erzählen, vielleicht, daß Deine Freundeshand meine Augen zudrückt! Edith —“

„Ulrich, um Gotteswillen halt ein, ich kann nicht zu Edith gehen!“

„Du kannst nicht? Wie soll ich das verstehen?“ fragte Thurnau mit ernst forschendem Blick.

„Weil ich geschworen habe, sie nie wiederzusehen!“ rief Tiefensee außer sich, „weil“ — er hielt inne.

Die Ahnung der Wahrheit bligte durch Ulrichs Seele. Todtenblässe lagerte sich über seine Züge und mit rauher, heiferer Stimme und doch einem Tone, der unerbittlich Wahrheit forderte, wiederholte er: „Weil?“

Tiefensee richtete sich hoch auf. „Vergiß nicht,“ sagte er mit tiefer, leidenschaftlich bebender Stimme, „daß Du mich zwingst zu dem Geständniß, welches, doch gerug, wisse denn, daß Edith mir theurer ist, wie sie als meines Veters Weib meinem Herzen seyn darf.“

Thurnau's Antlitz erschien in diesem Augenblick wie versteinert; aber mit dem strengen Blick und Ton eines harten Richters fragte er: „Und Edith? Kennt sie — theilt sie —“

„Halt ein, Thurnau!“ unterbrach ihn Waltherr mit fliegendem Athem, „auch nicht der Hauch eines unwürdigen Verdachtes darf die reine, unschuldsvolle Blume treffen. Ueber mein Haupt allein gieße Deinen Zorn, Deine Verachtung aus, denn ich, ja, jetzt mußt Du Alles wissen, stoh die Gefahr nicht, trotzdem ich sie erkannt hatte; ich berauschte mich immer mehr in dem süßen Gift ihrer holdseligen Nähe und eines Tages, es war der letzte auf Schloß Thurnau, war ich schwach, nein niederträchtig genug, meiner wahnstimmigen Leidenschaft Worte zu geben.“

„Eiender!“ keuchte Thurnau mühsam; „das wagtest Du und

konntest fernerhin vor mein Antlitz treten? Und sie, was that sie?“

„Sie stand vor mir wie eine Königin, hobeits- und erbarmungsvoll zugleich. Voll Verachtung für den Frevler an ihrer Frauenwürde und doch voll Mitleid für den wahnwitzigen Fieberkranken!“ erwiderte Tiefensee heftig bewegt. „Ich zweifle nicht“, fuhr er nach kurzem Schweigen ruhiger fort, „daß Edith Dir das ehrlose Thun des Veters mitgetheilt, hätten nicht an demselben Tage andere Ereignisse ihre Seele erschüttert; diese waren auch Schuld, daß ich noch eine Nacht auf Thurnau blieb, wider meinen Willen, wie Du Dich erinnern wirst. Kurz vor unserer Abreise gelobte ich noch in Edith's Hand, mit meinem Leben das Deine schützen zu wollen. Jetzt weist Du Alles, Ulrich! Hältst Du Deinen Degen nicht zu gut, sich mit dem meinen zu kreuzen, so verlange Genugthuung, ich bin zu jeder Satisfaction bereit.“ (Fortsetzung folgt.)

Soldföner.

* Der Zweifel ist Widerstreben, Zusammenziehen, Kälte, Eis, und bedeutet den Winter; der Glaube ist Anziehung, Ausdehnung, Wärme, und bedeutet den Sommer. Trüber Himmel, tobende Wetterstürme, Eis und Schnee, sind die Begleiter des Winters; heller Sonnenschein, belebende Wärme erquickten im Sommer, und goldene Früchte kommen da mit dem göttlichen Segen zur Reife.

Er nemo ser.
die alle seine Früchte und Blätter abgefressen hat und nun verhungert um den öden Stuz sich windet. Wolsq. Menzel.

* Der Zweifel hat Verzweiflung oft geboren,
Denn Alles hat, wer Gott verlor, verloren. Urania.

Stilles Trachten.

So gierig nach Gewinn pflegt Habsucht oft zu ringen,
Daß ihr nicht selten, was sie hat, auch fehlt;
Hin schleudert sie's, entläßt es ihrer Schlingen,
Und im Vertrau'n auf mehr muß sich ihr Gut verringern;
Und zieht sie auch Gewinn: was sie zu solchem zählt,
Ist Ueberladung nur, Erbulbung ist's von Qualen,
Sie muß mit Bankrott den armen Reichthum zahlen.
Mit Ehre, Reichthum und Gemächlichkeit
Das Leben zu verfeh'n in unsers Alters Tagen,
Ist allgemeiner Plan, doch so voll Widerstreit,
Daß wir für Alles Eins, für Eines Alles wagen:
Für Ruhm das Leben, wenn die heiße Schlacht wir schlagen,
Den Ruhm für Reichthum, der, ach! nur zu leicht
Tod und Verlust von allem Andern zeugt.
So Alles wagend, blieben wir denn nimmer,
Um des Erföhnten willen, was wir sind:
Der Ehrsucht Krankheit, eingehüllt in Schimmer,
Sie quält bei vielem Gut mit Mangel des uns immer,
Was doch uns eigen ist; an innerm Lichte blind,
Verächmäh'n wir Dinge, die uns angehören,
Und Etwas wird zu Nichts, indem wir es vermehren.

Shakespeare.

Metternich über Napoleon.

Ueber die Unterredung des Kaisers Napoleon mit Metternich am 28. Juni 1813 im Markolinischen Palaste zu Dresden, theilt Helfert in seinem soeben erschienenen Buche eine Aufzeichnung des östreichischen Staatskanzlers mit, deren Wiedergabe schon darum von hohem Interesse ist, weil diese Unterredung oft und vielfach als ein Ereigniß der Zeitgeschichte behandelt wurde.

Sobald Napoleon, so erzählt Fürst Metternich, von meiner Anwesenheit im Markolinischen Garten benachrichtigt wurde, ließ er mich in sein Kabinet führen. Der Fürst von Neuschotel (Berthier) geleitete mich und flüsterte mir zu: „Vergessen Sie nicht, daß Europa den Frieden bedarf, und vor Allem Frankreich, das nur den Frieden will.“

Ich fand Napoleon inmitten seines Cabinets mich erwartend, den Degen an der Seite, den Hut unter dem Arme. Er ging mir entgegen und fragte mich nach dem Befinden des Kaisers. Bald darauf aber verfinsterten sich seine Züge und sich gerade vor mich hinstellend, richtete er folgende Worte an mich: „Sie wollen also

den Krieg? Gut, wir werden ihn führen. Ich habe bei Lützen die preussische Armee vernichtet, ich habe bei Bautzen die Russen geschlagen; Sie wollen nun an die Reihe kommen, ich gebe Ihnen ein Rendezvous in Wien. Die Menschen sind unverbesserlich, die Erfahrung ist für sie verloren gegangen. Ich habe den Kaiser Franz dreimal wieder auf seinen Thron gesetzt; ich habe ihm versprochen, mein ganzes Leben lang mit ihm in Frieden zu bleiben; ich habe seine Tochter geheirathet; ich habe mir mit der Zeit oft gesagt, daß ich eine Dummheit begangen, doch ich habe sie begangen und bereue sie heute."

"Der Frieden, wie der Krieg", sagte ich, "hängt von Ew. Majestät ab. Der Kaiser hat Pflichten zu erfüllen, denen gegenüber in seinen Augen stets untergeordnete Betrachtungen zurückweichen müssen. Das Schicksal von ganz Europa, seine und Ihre Zukunft liegen heut in Ihren Händen. Die Pläne, die Sie bis heut verfolgt, sind mit Europa unvereinbar. Die Welt braucht den Frieden; um diesen Frieden zu sichern, müssen Sie in die Grenzen jener Macht zurückgebracht werden, wie sie mit dem allgemeinen Frieden sich verträgt, eber Sie werden in dem Kampf unterliegen. Heut können Sie den Frieden machen, morgen können Sie nicht mehr. Der Kaiser, mein Herr, wird sein Benehmen nach seinem Gewissen einrichten und es ist an Ihnen, Sire, auf das Ihre zu hören."

Napoleon unterbrach mich schreiend: "Nun, was will man von mir? Soll ich mich entehren? Niemals! Ich werde zu sterben wissen, werde aber nie einen Fingerbreit Erde abtreten. Ihre Souveräne, die auf dem Thron geboren, können sich zwanzigmal schlagen lassen und nichtsdestoweniger wieder in ihre Hauptstädte zurückkehren; ich, der ich nur ein Sohn des Glückes bin, ich werde nicht einen Tag länger regieren, wenn ich aufgehört habe, mächtig zu seyn. Ich habe einen großen Fehler begangen, daß ich in meinen Kalkül gebracht, was mich eine Armee, wie es so schön keine zweite gegeben, gekostet. Ich verstehe es, gegen Menschen zu kämpfen, keineswegs aber gegen Elemente. Die Kälte hat mich getödtet, ich habe 30,000 Pferde in einer Nacht verloren, ich habe Alles verloren, nur die Ehre nicht und das Gefühl dessen, was ich der tapferen Nation schuldig bin, die — nach so vielem Unglück, mir neue Beweise der Ueberzeugung gegeben, daß ich allein es bin, der sie regieren kann. Ich habe die Verluste des letzten Jahres wieder ausgleichlich: betrachten Sie meine Armee nach den Schlachten, die ich eben gewonnen! Ich werde sie vor Ihnen Revue passieren lassen. Eben diese Armee," sagte ich, "ist es, die den Frieden verlangt."

"Nicht die Armee," unterbrach mich Napoleon, "sondern meine Generale; die Kälte von Moskau hat sie demoralisirt. Ich sah die Tapfersten weinen, wie Kinder. Sie hatten die physische, wie die moralische Kraft verloren. Vor 14 Tagen hätte ich Frieden schließen können; heute kann ich es nicht; ich habe zwei Schlachten gewonnen und werde keinen Frieden machen."

"Was mir da Ewre Majestät sagen," entgegnete ich, "bestätigt mir auf's Neue die Wahrheit des Satzes, daß zwischen Ihnen und Europa kein Einvernehmen möglich ist. Ihre Friedensverträge werden immer nur ein Waffenstillstand sein, ein Erfolg, ein Mißerfolg drängt Sie zum Kriege."

"Glauben Sie," sprach Napoleon weiter, "mich durch eine Koalition zu stürzen. Wie viel der Allirten haben Sie? Vier, fünf, sechs, zwanzig? Je mehr ihrer sind, desto besser für mich. Ich nehme die Herausforderung an. Ich wiederhole es, fuhr er mit gezwungenem Lachen fort, in Wien gebe ich Ihnen im nächsten Oktober ein Rendezvous; wir werden sehen, wo um diese Zeit Ihre Freunde, die Russen und die Preußen, sind. Zählen Sie auf Deutschland? Denken Sie daran, was es 1809 gethan! Um dort die Völker nieder zu halten, reichen meine Soldaten aus, und die Furcht, die sie den Fürsten einflößen, ist mir eine Garantie für deren Treue. Erklären Sie Ihre Neutralität, so nehme ich die Unterhandlungen in Prag an. Wollen Sie eine bewaffnete Neutralität? Es sei; Sie werden 300,000 Mann in Böhmen aufstellen und ich werde mich auf das Wort des Kaisers verlassen, daß er nicht eber den Krieg beginnt, als bis die Unterhandlungen beendet sind."

Der Kaiser, sagte ich, hat den Mächten seine Vermittelung und nicht seine Neutralität angeboten, Rußland und Preußen haben angenommen, jetzt ist es an Ihnen, sich zu erklären, und wenn Sie

das, was ich Ihnen biete, annehmen, werden wir einen Zeitraum für die Dauer der Unterhandlungen festsetzen. Wessen Sie das zurüch, so wird sich der Kaiser, mein Herr, für frei halten in der Wahl seiner Entschlüsse und seiner Haltung. Die Dinge drängen, die Armeen bedürfen der Lebensmittel, wir haben 25,000 Mann in Böhmen stehen, sie können dort einige Wochen verbleiben, aber nicht Monate hindurch.

Nun ließ sich Napoleon in eine weitläufige Erörterung über die Stärke unserer Armee ein, die er für viel geringer hielt, als sie Metternich angab. Er sprach eine Stunde lang über dieses Thema. Er suchte dann die Aufmerksamkeit des Fürsten von dem Hauptgegenstande abzulenken und erging sich wieder eine Stunde lang über die unglückliche Campagne von 1812. Metternich brachte den Kaiser alsdann wieder auf das eigentliche Thema der Unterredung und erinnerte ihn zunächst daran, daß seine Armee nur noch aus Kindern bestehe, und wozu er denn greifen werde, wenn auch diese verschwänden.

Darüber gerieth Napoleon förmlich in Wuth. Er erblaßte u. seine Physiognomie wurde entstellt.

"Sie sind kein Soldat," sagte er, "und kennen nicht, was das ist, die Seele eines Soldaten. Ich bin im Lager aufgewachsen und ein Mann wie ich kümmert sich wenig um das Leben einer Million von Menschen!" Nachdem er diese Worte gesprochen, warf er den Hut, den er in der Hand gehalten, in eine Ecke des Zimmers. Ich blieb ruhig, und mich auf den Rand einer Console stützend, sagte ich, ergriffen von den Worten, die ich eben gehört: "Warum sagen Sie mir solche Dinge hier zwischen vier Mauern? Deffnen wir die Thüren, damit Ihre Worte von einem Ende Europa's bis zum andern widerhallen. Nicht die Sache, die ich hier vor Ihnen verfehle, wird dabei verlieren."

Napoleon dämpfte seine Stimme, sagte aber gleich darauf nicht minder bemerkenswerthe Worte: "Die Franzosen haben keine Ursache", hub er an, "Klagen gegen mich zu erheben; um sie zu schonen, ließ ich die Deutschen und Polen hinschlachten. Ich verlor im Feldzuge nach Moskau 300,000 Mann, worunter nicht mehr als 30,000 Mann Franzosen waren."

"Sie vergessen, Sire", sagte ich, "daß Sie zu einem Deutschen sprechen."

Napoleon ging nun mit dem Fürsten auf und ab und bei dem zweiten Gange hob er den Hut auf, der zu seinen Füßen am Boden lag. (Fortsetzung folgt.)

Charade.

Wenn du, vom Mißgeschick erfaßt,
Bei viel Verstand kein Urtheil hast,
Und Hilfe suchest bei den Thoren;
Wenn du dann rath- und thatlos stehst,
Und treuer Freunde Hilf' verschmähest,
Hast leider Erste du verloren.

Die letzten Beiden sind am Schiff,
Durch sie entgeht es manchem Riff,
Wenn Nacht und Sturm es nicht umgeben;
Das Ganze, eine Zahlungslast,
Die schwerlich du zu tragen hast,
Liegt noch auf manchem Menschenleben.

J. A. Cr.

Logogryph.

Ich zeige mich zwar oft auf Erden,
Doch bleibend nie — in ihrem Schooß
Schnell wachsen, schnell vernichtet werden,
Ist mein veränderliches Loos.
Nach jedem Aufschwung kehre ich wieder
Verändert in Gestalt hernieder.
Wirst du mich aber rückwärts lesen,
So findest du mich in Stadt und Feld,
Mein Hauch ermuntert alle Wesen,
Der Mensch bringt mich schon auf die Welt;
Und welches auch sein Schicksal sei —
Ich bleibe bis zum Tod ihm treu.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:

1) Bildschüz. 2) Grillen — Killen.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.